

# Noch einmal «Missio Dei» als Leitbegriff einer kritischen Missiologie

Ralph Kunz

Wilhelm Gräb trifft ins Schwarze! Wenn die «Missio Dei» zur Denkfigur verkommt, mit der die göttliche Selbstdurchsetzung (!) behauptet wird, taugt sie nicht viel. Sie wäre dann nicht nur Entlastung, sondern Entschuldigung für alle Fehler und Unterlassungssünden der *missio ecclesiae*. Dass das wenig hilfreich ist, muss nicht weiter erörtert werden. Aber *abusus non tollit usus*. Es mag sein, dass man mit einer starken Gottesrede auf solche Abwege geraten kann, aber die Intention der «Missio Dei» ist eine andere. Ich zitiere Jacques Matthey, der in einem erhellenden Aufsatz über missionstheologische Debatten seit Edinburgh (1910) das Fazit zieht: «*Missio Dei* verändert Menschen und Realitäten, *wenn* die *missio ecclesiae* Gottes Geist walten lässt, statt die Geistesgaben und -früchte durch eigene Machtansprüche und -taten zu verdecken.»<sup>1</sup> Im Kern geht es um das rechte Verständnis der Weltzuwendung Gottes. Dass in diesem Zusammenhang immer wieder der Name Dietrich Bonhoeffers auftaucht, ist kein Zufall. Seine kreuzestheologisch imprägnierte Formel von der «Kirche für andere» will ja jeder falschen Selbstentlastung der Kirche den Riegel schieben. Das Konstrukt der *Missio Dei* lässt sich also nicht nur auf den Impuls der Barth'schen Versöhnungslehre zurückführen, die sich gegen eine falsche Selbstbehauptung richtete. Die Geschichte von der Weltzuwendung Gottes, an die «Missio Dei» erinnert, muss im Licht beider Impulse entschlüsselt werden.

Wenn Gräb darauf insistiert, dass sich die Kirche im Religionspluralismus als Religionsgemeinschaft verstehen und nicht als Primadonna gebärden soll, kann ich ihm – *mit* der eben erläuterten Denkfigur – nur beipflichten. Auch der Forderung, dass das Gespräch über den Glauben ein *Dialog* sei, stimme ich zu. Zum Dialog gehört freilich auch, wie Gräb betont, dass ich dem anderen – wie mir – das Recht auf Wahrheit zugestehe. Dann bedeutet «polyzentrische Weltanschauung», dass es ausserhalb und innerhalb der Kirchen verschiedene Wahrheitsdiskurse gibt, die durch ein gemeinsames Ethos verpflichtet sind, *gegenseitig* Missionierung zuzulassen.<sup>2</sup> Zugespitzt: Mission *ist* per se gewaltfreier Diskurs.

Das hat mit Vernunft zu tun, richtig. Aber wenn es der christlichen Theologie nicht gelingt, diese *Vernunft (in) der Religion* evangelisch zu identifizieren und

1 Jacques Matthey, Macht und Mission – damals und heute, Zeitschrift für Missionswissenschaft 35, 2009, 346–358, 358.

2 Vgl. dazu auch Hans-Martin Barth. Dogmatik. Evangelischer Glaube im Kontext der Weltreligionen. Gütersloh 2001, 46ff.

theologisch zu begründen, proklamiert sie eine *Religion (in) der Vernunft*. Die Vernunftreligion ist nicht das Schlechteste, aber sie gibt eben nur Regeln her, *wie* im interreligiösen Gespräch geredet werden soll, und sie sagt nicht (mehr), *worüber* bzw. *wovon* geredet wird. Wenn wir im erhöhten Ton das «*trans*» und «*inter*» preisen, haben wir die politischen, sozialen, ökologischen und religiösen Herausforderungen in der globalisierten Welt noch nicht mit der Gottesrede verknüpft. Eine mit der Denkfigur der Vernunftreligion arbeitende Theologie taugt darum allenfalls zur Verpflichtung, *dass* wir, wenn wir missionieren, es mit dem nötigen Respekt für andersreligiöse oder areligiöse Weltzuwendungsgeschichten tun sollten. Das ist mir zu wenig. Die Achtung vor dem anderen ist christlich gesprochen die *Anerkennung* des anderen *als* des konkret anderen vor Gott. Mission als Reflexionsperspektive der Praktischen Theologie lässt Gott im Regiment und vereinnahmt ihn nicht für das eigene religiöse Projekt. Das ist keine Herrschaftsallüre und kein Trick, sondern sensibilisiert für die Chancen und Stolpersteine der Übersetzung der Weltzuwendung Gottes.

Mission – so mein Fazit – ist erst dann hinreichend verstanden, wenn sie theologisch verstanden wird. Aber das verstehen nicht alle Theologen so. Man kann in unserer Debatte denn auch ohne Mühe zwei Religions- und daraus abgeleitet zwei unterschiedliche Übersetzungstheorien erkennen. Ich habe mich auf die Seite eines kulturell-linguistischen Modells geschlagen. Glauben lernt man durch Initiation und Partizipation in einer Lebenspraxis, die vom Sprachspiel des Evangeliums inspiriert ist. Kommunikationsräume für die individuelle und plurale Religion der Menschen öffnen sich dann, wenn auch das gemeinsame Sprechen (und Handeln) geübt wird. Mit Blick auf das Christentum gesagt: Wer will, dass die Kirche etwas zur Erhaltung und Stärkung der Differenzkultur beiträgt, wird sich nicht nur auf die *Vernunft* berufen, sondern auch vom *Geist* reden, der Vielfalt schafft und neue Übersetzungen inspiriert.<sup>3</sup>

3 Vgl. Michael Welker *Kirche im Pluralismus*, Gütersloh 1995.